

# Bunte Bilder aus der Südsee [Schluss]

Autor(en): **Hunziker, Gertrud**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Wissen und Leben**

Band (Jahr): **11 (1912-1913)**

PDF erstellt am: **14.09.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-750625>

## **Nutzungsbedingungen**

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

## **Haftungsausschluss**

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

# BUNTE BILDER AUS DER SÜDSEE

(Schluss.)

Unsere Veranda sah auf ihren Liegestühlen die verschiedensten Typen: den korrekten, doch von Dienstmisere verbitterten Marineoffizier, den meist von mehr oder weniger sterilem Auflehnungsbedürfnis besessenen Assessor, der im Begriffe ist, den Übergang vom Salontiroler zum Kolonisten zu suchen, den Bierehrlichkeit zur Schau tragenden Kauffahrteioffizier, dann Missionare, Faktoristen, Pflanzer, Matrosen, Polizeimeister und jene problematischen Existenzen, aus guter oder weniger guter Familie, die ihr letztes Glück an der fernsten Küste suchen. Auch Australien lieferte sein Kontingent.

Mein spezielles Gebiet war die Sorge für weiße Frauen in ihren schwersten Stunden und die daraus resultierenden kleinen Ansiedler.

Zum Schrecken aller Junggesellen klagte von Zeit zu Zeit im äußersten Zimmer ein Säugling dem Himmel sein Leid, denn die Zeit hatte sich in Neu-Guinea erfüllt, da man versuchte, verheirateten Frauen das Land möglichst mundgerecht zu machen. Der Gouverneur war ihr aufrichtiger Beschützer und da die wenigen Frauen zerstreut im Inselreiche wohnten, war die Lösung des Südseefrauenproblems mit ziemlichen Unkosten für das Gouvernement verbunden.

Die mit großem Risiko betriebenen Viehzuchtversuche zeitigten zu meiner Zeit, wohl des mangelnden Futters, der Hitze und des Transportes wegen, noch keine zuverlässige Milchnahrung; so hatte der Säugling angesichts der in den Tropen leicht versiegenden Mutterquelle und der dann in Kraft tretenden künstlichen Mittel wohl ein Recht, zuweilen dem Himmel sein Leid zu klagen.

Dass mir der Klapperstorch in den Kolonien je als ein idyllischer Vogel vorgeschwebt hätte, kann ich nicht behaupten, doch hat er allerdings zu meiner Zeit kaum jemandem Unglück gebracht. Ja, vielleicht den Junggesellen auf unserer Veranda, die nicht müde wurden, zu fragen, ob alle Mütter ihre hässlichen Bälge schön fänden, und ob alle Bälge schreien.

Und trotzdem. Das Kind in den Kolonien ist ein Problem, nachdenkliche Leute schwermütig zu stimmen. Die Mutter lebt meist in Konflikt zwischen ihrem Mann und ihrem kleinen Liebling, Europa oder nicht Europa, dessen Klima allein die gesunde geistige und körperliche Entwicklung des Kindes gewährleisten kann. Die doppelte Verantwortung, die des Berufes und der Familie, lastet, je gewissenhafter er ist, desto schwerer auf dem Vater. Opfert jedoch der Mann in jungen Jahren der Karriere am Äquator legitimes Familienglück, so mag er später als Vater gesunder Kinder überhaupt ausgeschaltet werden.

Und wie müsste die erwünschte Tropenfrau eigentlich beschaffen sein? Vor allem physisch gesund und mit einem ausgleichenden Temperament bedacht. Dabei wirtschaftlich tüchtig, hübsch angezogen, das Altern nicht fürchtend und auf Kinder verzichtend. Welche Widersprüche und welche Perversität!

Und da es je länger je mehr vorzügliches Menschenmaterial ist, welches deutsche Kolonien besiedelt, erleidet im Laufe der Zeit das Mutterland schwere Einbuße. Ein überzeugter Gegner solcher Bedenken möge dieses schwermütige Problem lösen. Ich kann es nicht.

\* \* \*

Gerade in einer Zeit, als ein Säugling öfters sein junges Leid besang, wurde ein milde gewordener Junggeselle auf einer Bahre angeschleppt. Irgendwo am Urwaldesrand hatte er verlassen und schwerkrank in seinem Bungalow gelegen und als alter Tropenhaudegen geglaubt, mit Hilfe der schwarzen Boys den Umständlichkeiten des Europäerhospitals aus dem Wege gehen zu können.

Wie er erzählte, kam ihn eines Tages zu Hause die Esslust an und er befahl ein Huhn. — Es schmeckte nicht. Er befahl ein Ei. Auch dieses schmeckte nicht. Darauf wieder ein Huhn.

Nach einer Stunde brachte der treue Schwarze, müde der Umständlichkeiten seines jetzt schwachen Herrn, das Huhn mit-samt den Federn gebraten auf einem Brett herein, über das schwermütig einige Schwanzfedern herunterhingen.

„Darauf,“ so schloss Herr Mising, „packte ich mit meinen letzten Kräften meine sieben Sachen, und hier bin ich.“

Um kommenden Gewittern vorzubeugen, denn sein Zimmer lag nur durch eine leichte Bretterwand getrennt neben dem der Mutter, sagte ich vorsichtig: „Herr Mising, ich fürchte, Sie haben es hier schlecht getroffen. Ein Säugling, das heißt, ein liebes, kleines Kindchen schreit zuweilen in Ihrer Nähe und eine Mutter preist laut seine Vorzüge. Es ist rührend zu hören, ob aber verständlich für Sie?“

„Seien Sie ruhig, Schwester,“ sagte Herr Mising, „durch mich sollen Sie keine Schwierigkeiten haben, ein kleines, weißes Europäerferkel ist immer noch besser als ein gebratenes Huhn mit Federn.“

„Das ist edel und groß gedacht,“ gab ich zur Antwort. In diesem Augenblick ertönte die zärtliche Stimme der Mutter; „Du lieber, süßer Engel . . .“

Doch auch das Herz eines verwilderten Tropenmannes kann in bitteren Sorgen schlagen. Einst saß in der Ecke der Veranda ein Stationsgehilfe, das bieraufgeschwemmte Gesicht in beide Hände vergraben: Sollte er sein Kind, sein tüchtiges, braves Mulattchen protestantisch oder katholisch werden lassen? — Die Kostenüberschläge beider Missionen schienen vor ihm zu liegen.

„Er wird katholisch!“ hörte ich ihn plötzlich mit einem Faustschlag bekräftigen.

„Na, warum denn?“ rief einer harmlos vom nächsten Liegestuhl. Er wusste offensichtlich gar nicht, um was es sich handelte.

„Warum denn?“ antwortete der sorgende Vater, „das fragen Sie noch? Weils billiger ist!“

Es ist leicht, wohlfeile Kritik an die Missionen anzulegen und sie wird nur zu oft ungerecht geübt. Ich persönlich glaube allerdings, dass sich die religiöse Vertiefung der Negerseele mit den Worten deckt, die ein Papua einst einem katholischen Priester zurief, der ihn aufforderte, nunmehr ohne Tabakgeschenke auf dem Wege der innern Erleuchtung weiter zu schreiten.

Dieser ehrliche Papua machte flugs front und rief: „No more tabak — no more Halleluja!“

Als deutsche Patriotin wären mir die weltlichen Machtgelüste der katholischen Kirche, die am liebsten deutsche Schutzgebiete

zu römischen Provinzen umstempeln möchte, unsympathisch; als Beamter würde ich die leisetretende Nebenregierung scheuen, doch als Schwester und Schweizerin bewunderte ich die Organisation der katholischen Mission, ihre geschickte Propaganda, das Können, Wissen, den Fleiß und die todesmutige Opferkraft vieler ihrer Glieder. Nicht weniger bewunderte ich evangelische Missionare, ihre Frauen und ihre Gehilfinnen.

Es war in Afrika, als ich einst im Zwiegespräch mit einer bleichen evangelischen Missionsfrau die kurze Dämmerstunde verplauderte.

Alles hatte sie ihrer Überzeugung geopfert. Jetzt erwartete sie ihr drittes Kind, dessen ältere Geschwister, dem Klima zu entrinnen und vor allem, um den Eltern freie Hand im Christi Dienst zu lassen, im Missionshause aufgezogen wurden.

„Ich habe nichts von meinen Kindern,“ sagte sie traurig, „sie werden mir fremd. Sehn Sie, das ist das Bitterste, was mir Gott zu tragen gibt: die Erbitterung der Kinder gegen uns. Viele Missionskinder bewahren ihren Eltern gegenüber ein Gefühl der Fremdheit. Sie vermissen das Beste für ein Kinderherz: die Mutterliebe. Wer in der Welt kann dies ersetzen? Aber Gott will es so und sein Wille geschehe.“

Ob wohl der religiöse Firnis der Negerseele ein solches Opfer wert ist?

Da ich von Predigern rede, fällt mir das Bild eines andern Predigers ein, der zwar nichts von Christus wissen wollte, doch eines Tages ungerufen in dithyrambischen Tönen sein Evangelium verkündete.

Wir saßen gerade beim Nachmittagskaffee, als ein struppiger Waldmensch die Veranda erstieg, vor uns hintrat und ziemlich unvermutet seine Ansichten über Beamtenverhältnisse, persönliche Unsterblichkeit, Bölsches Naturreligion, rationelle Ernährung durch Mehlknödel und die Art und Weise eines einsamen, schönen Todes zu sterben predigte.

Ich sah erstaunt zu diesem Enakssohn empor und im Gefühle, dass er seine Jägerwäsche nicht allzu häufig wechsle, dachte ich: „Der fromme Dichter wird gerochen.“

Doch Peter Palen war es vollkommen einerlei, was ich roch und was wir dachten, und bald hatte er mich mit seinem Bölsche- und Urwaldlatein so sehr gefesselt, dass ich gespannt zuhörte. Er war Landmesser von Beruf, fast immer in der Wildnis, und unvergesslich bleibt mir das Bild, mit dem er schloss und das also lautete:

„Wenn ich im Kreise meiner lieben Kannibalen,“ ja, er liebte die Schwarzen und sein Riesenwuchs mochte ihnen imponieren, „ja, wenn ich im Kreise meiner Lieben das Ende nahen fühle, lasse ich wie Patroklos und Iphigenie nach schöner, alter griechischer Sitte den Holzstoß aufrichten. Ringsum wird Petroleum gegossen, denn dies führe ich stets bei mir. Sterbend lege ich mich auf diesen antiken Sarkophag, dann noch ein Schwefelholz und unter lodernden Flammen, unter dem Rauschen des Urwaldes verschwebt meine Seele in die Unendlichkeit!“

Ich fühlte, es war ihm bitter ernst. Und wirklich, schon nach wenigen Monaten fand Peter Palen ein einsames Urwaldgrab.

Auf einem entfernten Eiland wurde er schwer krank, wollte um jeden Preis zum Hospitale, schiffte sich, selbst hilflos, mit einem opferfreudigen Gefährten auf einem kleinen Kutter ein — Sturm erhob sich — und im Brausen und Toben der Elemente nahm seine Seele vom großen Körper Abschied. Keine Flammen, kein antiker Sarkophag, doch in einsamster Wildnis war sein Gefährte zum Landen gezwungen und erzählte uns nachher treuherzig:

„Ich habe ihm mühsam mit den zwei Schwarzen, die wir an Bord hatten, ein Grab gegraben und, weil Peter immer für die Feierlichkeit war, habe ich ihm ein schönes Kreuz aus unserer einzigen Münchner Hofbräuhauskiste, die wir im Kutter hatten, gezimmert.“

Ich habe stets mit Träumern sympathisiert. Pflichten und Wirklichkeit machten mich stets nüchtern, doch wenn Arbeit und Verantwortlichkeit mich aus ihren Fängen ließen, fing ich selbst an zu träumen. Nicht immer ist dies ein Luxus, denn Träumen lässt Distanz von der Wirklichkeit nehmen, versetzt in die Vogelschau und ist oft Öl für die Reibungsflächen der Alltäglichkeit. Darum kann ich auch bei der strengsten Selbstkritik Träumerei nicht ganz verdammen.



Es war ein heißer Tag. Ein leichter Frost quälte mich plötzlich, dann kam Fieberhitze, doch ohne viel zu leiden lag ich behaglich auf meinem Liegestuhl. Das Hospital war leer und sollte voraussichtlich für zwei Tage leer bleiben. Die Buchstaben von General Marbots wundervollen Memoiren, die mir die Wunder- und Waffentaten Napoleons erzählen sollten, tanzten vor meinen Augen. Doch vor mir sah ich trotzdem die glänzenden Generale der Heldenzeit, die um die Ehre baten, für ein dämonisches Genie sterben zu dürfen.

Da wurde ich angerufen. In schneeweißem Anzuge stand Herr Mittenwald unten an der Treppe und fragte, ob ich ihm mit zwei Gramm Chinin aushelfen könnte.

Wir gingen zusammen zum Apothekerschrank.

„A propos, Schwester,“ fing er sofort an, „wissen Sie schon das Neueste?“

Ich schüttelte den Kopf.

„Also gestern war großes Fest auf Kunzens Plantage. Ich sage Ihnen, tadellos! Tip top! Die bringen Schwung ins koloniale Dasein. Wenn ich damit das lederne Getue von oben vergleiche — na — einerlei. Es wurde toll gekneipt. — Sagen Sie nur nichts, es ist immer noch besser als das blödsinnige Tennisspielen, wenn die Marine da ist und keinem, weder Herren noch Damen, was Vernünftiges zum Sprechen einfällt. Na, also die Wogen der Begeisterung gingen gestern sehr hoch — außerordentlich hoch — und plötzlich fragt Herr Klungelmann, mitten am Essen, oder vielmehr am Ende, um die Hand von Miss Barow. Verlobt sich regelrecht mit ihr! Jetzt, was sagen Sie dazu?“

„Ja, dann sind sie eben verlobt,“ sagte ich ruhig.

„Na, aber können Sie sich den als zukünftigen Ehemann denken? Der ist ja seit der Mutterbrust nicht mehr nüchtern geworden.“

„Vielleicht doch,“ meinte ich.

„Ja, was Moneten anbelangt, ist er ja eine glänzende Partie für sie,“ gestikulierte Herr Mittenwald weiter. — — —

Ich lag wieder auf meinem long-chair. Napoleons Generale hatten mich zwar verlassen und wollten nicht wiederkommen. Ich griff nach Gourgauds Erzählungen von St. Helena. Eine einsame Felseninsel stieg vor mir auf. Doch mein heißer Kopf verlor

den Faden wieder und plötzlich war ich mit meinen Träumereien bei Sala-y-Gomez angelangt. Irgendwo in der Südsee soll Chamisso dies Eiland getroffen haben, als er die Welt umsegelte.

Wieder wurde ich angerufen. Herr Klungelmann stand vor mir.

„Ach, der glückliche Bräutigam!“ fiel mir ein.

Er wollte auch zwei Gramm Chinin haben.

„Na, vorerst gratuliere ich zu Ihrer Verlobung. Sie sind glücklicher Bräutigam!“

Er fuhr zusammen. Rötter konnte er ja nicht mehr werden, doch fing er an zu stottern. Seine treuherzige Versoffenheit bekam etwas rührend Hilfloses.

„Ja, was ist denn?“ frug ich erstaunt.

„Schwester,“ begann er mühsam aber gefasst, „es ist mir allerdings erinnerlich, dass ich mich offenbar verlobt habe — aber — aber — können Sie mir vielleicht sagen: mit wem?“

Meine Träumerei war für heute erledigt. Ich ging, den Hühnerhof zu inspizieren.

Durch das gütige Entgegenkommen des Gouverneurs wurde mir eine vierwöchentliche Erholungsreise ermöglicht und zwar auf dem kleinen Regierungsdampfer Seestern, der halbjährlich nach Sydney ins Dock ging. Es war eine schneeweiße Yacht, mit nur 900 Tonnen Gehalt, was die Reise angesichts meines hervorragenden Talentes zur Seekrankheit zu einem kühnen Unternehmen stempelte.

Wir waren nur drei Passagiere: die Frau des ersten Schiffsoffiziers, ein deutscher Forscher und ich.

Die Fahrt ging zwischen entzückenden Eilanden durch stille Wasserstraßen und dann wieder vorbei an schäumenden Korallenriffen. Auf schlanken buntschnäbligen Canus durchglitten kohlschwarze Salomonsneger mit ihren steilen Stirnen, künstlich geformten Schädeln, die Brandungen, durchtanzten beinahe die Schiffswellen, um Stammesbrüder abzuholen, die mit ihren Boxes, den Hamsterkästen, ausgeschifft wurden.

Die Boxes spielten eine große Rolle, denn in ihnen trug der Schwarze das, was er während seiner Dienstzeit an Reichtümern gesammelt hatte, zur heimatlichen Insel. Ich habe in manche



flüchtig hineingesehn. Schwefelholzschachteln, Tabakstangen, blanke Markstücke, Pfeifen, bunte Lappen, Maultrommeln und viele andere Herrlichkeiten leuchteten mir entgegen.

Man war gegen alle heranfliegenden Canus mit Tabak sehr freigebig, denn auf der Heimreise sollte wieder angeworben werden.

Dann bogen wir bald auf tiefblauer Wasserbahn, die still den strahlenden Himmel wiederspiegelte, in die Landungsbucht der großen Insel Bougainville ein und ich glaubte zuerst, die feiernde Stille dieser üppigen Waldeinsamkeit könnte Menschen selig machen.

Dann wurde der Glanz der Morgenfrühe sachte zur Hitze.

Hohe, verblauende Bergprofile ragten hinter einem Chorumwaldeter Hügel. Ein leichter, kaum sichtbarer Schwefeldampf zeigte sich über einer steilen Bergkuppe. Ein tätiger Vulkan.

Es wurde immer heißer. Wir legten an. Zwei Häuser standen auf einem gerodeten Hügel.

Der Stationschef kam an Bord, das Dienstliche wurde erledigt, dann lud er im Namen seiner Frau freundlich zum Mittagessen an Land ein und ich begrüßte bald die lebenswürdige graziöse Gastwirtin und sah in ihrem Gesicht den leicht exotischen Einschlag, der kund tat, dass Mutter oder Großmutter eine eingewanderte Samoanerin war.

Eine Verantwortung wartete meiner im zweiten, einfacher gebauten Holzhause.

Ein sterbender Polizeimeister, der den Wegbau geleitet hatte, lag dort, und dieses Häufchen gequälter Knochen mit dem noch lebenden Totengesicht wollte transportiert werden. Mit dem Heilgehilfen, der wohl hier zugleich alle Nüancen der Unterbeamten treu vertrat, studierte ich die sorgfältig geführte Temperaturkurve.

Doch es war zu spät. Wozu noch ein Transport. Es war zu spät. Ich denke jetzt noch ungern an diese Minuten zurück. Eine halbe Stunde später saß ich grübelnd an einem reizend geschmückten Mittagstisch und versuchte, in frohe Stimmung zu kommen. Das war das Paradies, in dem ich noch am Morgen selig werden wollte.

Nach wenig Tagen kam die größte aller Prüfungen: die offene See. Doch nicht nur für mich. Der deutsche Gelehrte, die jung angetraute Frau des ersten Offiziers und ich, wir drei Passagiere hatten oft stundenlang zusammen geplaudert und dis-

kutiert; jetzt lagen wir alle auf der Nase. Die schlanke Regierungsyacht, diese kleine Neu-Guinea-Insel mit ihren vielen schwarzen Jungens, durchkämpfte mutig die schwellenden Wassermassen; eine See nach der andern schäumte aufs Deck und erhob sich sturmgepeitscht bis zur Kommandobrücke.

„Etwas bewegt,“ rief der Kapitän mir eines morgens liebenswürdig zu, „nur nicht den Mut verlieren.“

„Ich wollt', ich wäre vom Hai gefressen,“ gab ich zur Antwort. Mir war sterbensübel.

Vielleicht hatte ich eines Tages wieder Fieber. Ein leichter Traumzustand umfing mich. In meiner großen Kabine klirrte und polterte es unterdessen. Alle paar Stunden weckte mich der leise Tritt und die rauhe Stimme des chinesischen Dieners, der mir stets eine große Portion Sauerkraut auf den Magen legte. Der brave Chinese meinte es gut. Ich wusste, Herr und Frau Gouverneur, in deren Kabine ich lag, aßen stets auf See Sauerkraut, und dachte daher in meinem Traumzustand milde über die gänzlich verkrautete Chinesenseele, ganz abgesehen davon, dass ich auch keine andere Speise sehen konnte.

Eines Nachts fühlte ich etwas Kaltes, Schlüpfriges in meinem Bette. „Pfui, ein Wassernix,“ ging mir so durch den Sinn. Doch die Nacht war pechschwarz. „Lass es sein, was es will,“ dachte ich wieder.

Das zappelnde Ungetüm wurde nach und nach still. — Als der Morgen dämmerte, sah ich in die verglasten Augen eines fliegenden Fisches. Durch die Lucke war dieser still gewordene Bote des Meeres, der mir einen großen Spuk ankündigen sollte, in die Kabine geschleudert worden.

Und ich weiß nicht, habe ich die nächste Nacht gefiebert oder nicht. Ein Meereszauber umfing mich und drang mir tief ins Gehirn. Ich hörte, wie uralte Völker dem Meere entstiegen. Ein dumpfer Gesang umbrauste meine Ohren. Es war, wie wenn Heere sich höben und senkten, ein hallendes Lied verdrängte das nächste, stieg erst wie dröhnend empor und verklang zuletzt singend in der Tiefe. — Stundenlang sang das weite, endlose Meer; die dumpfen Töne, das zarte Verklingen drangen verwirrend in meine Ohren. Ich hielt sie zu. Es nützte nichts. Immer von

neuem erhoben sich des Meeres unzählig verborgene Geister und sangen — dunkel und schön — wie aus unendlicher Tiefe,

Als der Sonnenschein in meine Kabine flammte, lag mir ein Vers im Bewusstsein:

Wir Toten, wir Toten sind größere Heere,  
Als ihr auf der Erde, als ihr auf dem Meere.

Ja, der Himmel klärte auf. Ich erhob mich mühselig, um nach der gespenstigen Nacht mit den andern zu frühstücken.

Im Salon fand ich den stets aufgeräumten Führer des Schiffes. Er instruierte einen kleinen, allerliebsten Salomonsneger, den er sich zum Dienerchen erziehen wollte.

Ich rieb mir die Stirne, um wach und frisch zu werden.

„Nanu, Schwester?“ frug der Kapitän.

„Wohl ein bisschen Fieber und einen schaurigen Fiebertraum,“ gab ich zurück und setzte scherzhaft dazu: „wir werden nächstens ertrinken.“ Ich weiß nicht, sah ich so elend aus, oder glaubte er in meinem Scherze Ernst zu fühlen, kurz, der Kapitän antwortete eindringlich: „Schwester, merken Sie sich, ein Schiff, wie dieses, kann nicht untergehen — kann einfach nicht. Ich war selbst dabei, als es gebaut wurde. Es darf jedem Wetter trotzen. Kann nicht untergehn!“

„Ja, ja,“ gab ich lachend zurück, „ich glaub's ja; der technische Ausdruck für das, was ich letzte Nacht hatte, heißt: Tropenkoller.“

In dem Augenblick trat der erste Offizier mit seiner Frau, meiner sympathischen Reisegefährtin, herein. Sie hatte mich vor dem Sturm in ihre so tief beglückenden Mutterhoffnungen eingeweiht, und das Glück der Flitterwochen strahlte in beiden Gesichtern. Sie waren beide überzeugt, dass es ein endloses Glück sein würde. Nur eines lag der seligen und für ihren Mann ehrgeizigen Frau am Herzen: dass er bald Kapitän würde.

Ich selbst fühlte die sonnige Atmosphäre und der Sonnenschein flutete durch die Scheiben.

Ja, wer hätte in diesem Augenblick gedacht, dass ein halbes Jahr später die kleine, weiße Yacht nie mehr von ihrer Reise nach Australien zurückkehren würde, und dass das strahlende Paar, er als Kapitän, sie als Mutter eines herzigen kleinen Mädchens, dorthin gebettet würden, wo ich über dunkeln Tiefen des

Meeres gespenstige Chöre emporbrausen und leise verklingen hörte!  
Die neue Würde hatte dem jungen Ehemann kein Glück gebracht.

Drei Wochen später war ich wieder in Neu-Guinea, elastischer wie vorher und wohl fähig, energisch an die Arbeit zu gehen.

So viel ich mich erinnere gab es deren genug, und zwei gewaltige Naturereignisse begleiteten sie: Eine Periode starker vulkanischer Erschütterungen und eine Liebesepidemie unter unserer schwarzen Dienerschaft.

Es gab Zeiten, während deren man morgens bei Kaffee und Brot schon sein tägliches Erdbeben erlebte. Nachts knirschten oft die Balken, ächzte das Dach und vor fallenden Schränken und wandernden Möbeln bewahrten uns die eisernen Haken, welche diese Gegenstände an den Wänden festhielten.

Leise Beben, die ich, sensitiv, wie ich darin geworden war, täglich mehrmals und lange fühlte, bereiteten mir stets die wohligh belebende Empfindung eines elektrischen Stromes aus dem Erdinnern. War das Beben jedoch heftig und das Schreiten auf den gerüttelten und geschüttelten Veranden mühsam, so wurde mir übel und schwindlig wie auf dem Meere, obschon ich mich nicht erinnere, je einmal Angst gehabt, oder gar den Kopf am Krankenbett verloren zu haben. Es wäre dies lächerlich genug gewesen, denn auch die Patienten, die ja nicht immer fähig waren, das Freie aufzusuchen, riskierten in unserm leichtgebauten, auf unzähligen Pfählen und Pfeilern ruhenden Krankenhause nichts.

Wir waren sicher, unversehrt zu bleiben bei Beben, die Messina und San Franzisko in Trümmerhaufen verwandelt hätten.

Die Eingebornen glauben, dass tief in der Erde ein Riese haust, der im Zorn zuweilen das Land schüttelt. Unvergesslich bleibt mir die komische Panik eines Papuas, der bei einem besonders starken Beben blitzschnell die allerhöchste Palme erklomm, um wahrscheinlich so dem schlecht gelaunten Riesen zu entrinnen.

„Aber die Liebe,“ sagt Richard Dehmel. Auch sie wurde im Hospitale plötzlich zu einem elementaren Naturereignis.

Eines Tages kam eine deutsche Frau von einer Außenstation, das bevorstehende Wochenbett im Hospital zu erleben. Wie üblich wurde sie von ihrer schwarzen Dienerin, die zugleich Waschweib war, begleitet. Ich erinnere mich, dass diese ein feines, regel-

mäßiges, auch nach unsern Begriffen sympathisches Gesicht hatte und zierlicher, aber auch kleiner war als die übrigen schwarzen Töchter des Landes. Eines schönen Tages war unsere gesamte Dienerschaft wahnsinnig verliebt. Ein stämmiger French-Insulaner, sonst strotzend vor Faulheit, half ihr so diensbeflissen und unerwünscht bei allen Hantierungen, dass die diskretesten Gefäße über der Liebe zu Scherben gingen, Gläser und Karaffen endgültig das Zeitliche segneten.

Ein wilder Knabe von den Admiralitätsinseln, dessen Eltern sich wohl zeitweise noch am Fleisch gebratener Feinde erlabten, saß schwermütig im Grase und beweinte sein unheilbares Liebesleid. Zwei andere beschnatterten das Thema ohne Ende und auch die Kleinsten wollten ihr Röllchen spielen.

Im Hühnerhofe hörte man unselige Hahnenschreie, welche bewiesen, dass sich schon wieder Schwanzfedern eines noch lebenden Federviehs als Schmuck auf dem Kopfe eines Papuas befanden; diese Wilden besaßen eine besondere Gabe, sich mit Blumen, Federn und Gräsern künstlerisch zu verschönern.

Kurz, der Flammen und Flämmchen loderten schon genügend im Hospitale empor, als plötzlich noch ein stattlicher, schwarzer Polizeisoldat erschien und am allerleidenschaftlichsten seine Liebe bekannte. Er wollte das Krankenhaus einfach nicht mehr verlassen.

Und noch drohte das Allerschlimmste. Unsere vier Waschweiber konnten und wollten dem Ärgernis nicht mehr zusehen, und eines schönen Tages kam Mira blutig gekratzt, die Gewänder in Fetzen, heulend zu uns gelaufen, hinter ihr her unsere vier schwarzen Furien. Ich glaube mich zu erinnern, dass die jüngern verschmähten Liebhaber mit ihnen jetzt ein klein wenig gemeinsame Sache machten. Es gab Liebesgeschrei und Aufruhr ohne Ende.

Eines Mittags wollte der Regierungsarzt den gequälten Seelen Ruhe gebieten, doch unser üppigstes, knochenreichstes Waschweib rückte mit rauher Stimme so entschieden auf ihn los, dass der höfliche Gebieter um gute zwei Schritte zurückwich.

Ich weiß nicht mehr genau, wie sich endlich der Liebe Wogen beruhigten, glaube aber, dass Mira, die auf Scheidung von irgend einem zurückgelassenen Manne drang, schleunigst mit dem starken Polizeisoldaten verheiratet wurde.



Ein kleiner Gouvernementsbeamter, der zu dieser Zeit ins Hospital kam, erklärte mir dienstbeflissen, dass sie wegen Mira schon schrecklich viel Schreibereien gehabt hätten. Also nicht nur Papuaherzen haben dran glauben müssen, nein, auch deutsche Tintenfässer, wie bei allem und jedem in der Kolonie.

Im Grunde hatte das Krankenhaus in diesem Kapitel schon eine Vergangenheit. Bevor er seiner jetzigen Bestimmung diene, war der türenreiche aber fensterlose Bau Gouvernementswohnung gewesen.

Die Fama erzählte, dass einst im Mittelraum drei Kartenspieler saßen. Plötzlich fiel ein Schuss. Einer der Europäer fiel tot zu Boden. Draußen entlebte sich im selben Augenblick der Mörder, ein schwarzer Polizeisoldat, mit der selben Waffe. Er wollte den, der sich an seinem Weibe vergriffen hatte, treffen, tötete jedoch den Unrichtigen und der Schuldige stand heil zwischen den Leichen. Doch es sind seither viele Jahre vergangen.

So weit der Arm des Gouvernements reicht, wohnt der Europäer friedlich und sicher neben dem Eingebornen und das Auge des Gesetzes wacht, so gut es kann, über Weiße und Schwarze.

Doch steigt man auf mühsam gepflegten Wegen vier Stunden hinter der Küste der Gazellenhalbinsel empor und sieht am Abend ins weite Land, wo da und dort zwischen Urwaldbäumen die Rauchwolken der Eingebornenfeuer bis in weite Ferne einzelt aufsteigen, da mag man sich wohl fragen, was einst alles an diesen Feuern gebraten wurde und was jetzt noch in längern Zwischenräumen gebraten wird.

Wehe dem Verlaufenen des fremden Stammes und dem getöteten Feinde.

Das Europäerfleisch hingegen soll dem geübten Menschenfresser schlecht schmecken, da Alkohol und Nikotin seinen Geschmack in gegen Kannibalen unverantwortlicher Weise schädigen.

Wieder eine Waffe gegen die Abstinenz! Und trotzdem soll es, Gott sei Lob und Dank, in den deutschen Kolonien jetzt immer mehr Mäßigkeitsfreunde geben, die das kommende Jahrhundert nicht mehr mit der Sekt- und Bierflasche im Arme in die Schranken fordern.

AARAU

GERTRUD HUNZIKER

